

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

269 (18.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 55

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

46)

(Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Die gerichtliche Untersuchung lenkte ihre Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Bureaubeamten selbst; da man aber unmöglich annehmen konnte, daß alle sechs in Gemeinschaft gehandelt hatten, und jeder für den andern jenseitig, indem keiner während der in Frage stehenden Zeit das Zimmer verlassen, so mußte man den Verdacht gegen sie fallen lassen. Dagegen schien es nicht unmöglich, daß der alte Herr das Opfer der Rache eines der untergeordneten Beamten oder der Bergleute geworden. Seine Strenge und Feindschaft in bezug auf den Dienst führte zu mancher erregten Szene, und erst kurz vorher hatte er ein paar Familienväter wegen eines allerdings nicht zu entschuldigenden Verschens auf der Stelle entlassen. Sowohl diese als mehrere andere Personen, deren Beziehungen zu dem Toten die Wahrscheinlichkeit eines Racheaktes nicht ausgeschlossen erscheinen ließen, wurden nach und nach verhört oder in Haft genommen, sie konnten aber entweder ihr Alibi nachweisen oder das gegen sie beigebrachte Beweismaterial auf andere Weise entkräften. Mittlerweile verbreitete sich im Dorf und der Umgebung ein Gerücht, das sich zuletzt so verdichtete, daß die Behörde die Augen und Ohren nicht mehr dagegen verschließen durfte. Dieses Gerücht nannte anfangs leise und vorsichtig, später aber immer lauter und dringender — die junge Ehefrau Mednau als Mörderin.

An sich erschien die Anschuldigung absurd, denn laut Zeugnis des Dienstmädchens und einer gerade im Hause beschäftigten Schneiderin hatte die junge Frau in der Zeit von zehn bis halb ein Uhr das Zimmer, wo sie die Schneiderin beschäftigte, nicht verlassen. Dieser Umstand, der anscheinend zu ihrer Entlastung diente, verwandelte sich jedoch bald in einen Beweis gegen sie, indem es hieß, sie habe sich absichtlich einen so augenscheinlichen Alibibeweis gesichert. Niemand behauptete denn auch, daß sie die Tat mit eigener Hand getan, sie sollte sich eines fremden Armes bedienen haben, und zwar desjenigen eines blutjungen Beamten des Oberbergrats, eines gewissen Oskar Cloth, der den Oberbergtrat haßte und nie ein Hehl aus seiner Abneigung gemacht hatte. Gegen letztere Annahme sprach allerdings eine gewichtige und unanfechtbare Tatsache: ein schwerer Unfall Cloth's, der ihn länger als acht Wochen völlig gelähmt an sein Lager fesselte.

Ungefähr vier Wochen vor dem Morde geriet an der elektrischen Leitung des Betriebes etwas in Unordnung, und der junge Techniker eilte herbei, um den Schaden zu beseitigen. Dabei griff er die Leitung, die er schon für stromlos hielt, an. Plötzlich stieß er einen markerschütternden Schrei aus, verlor die Besinnung und taumelte zurück. Noch hielten hierbei seine Hände fest die Drähte umklammert, und man konnte sie nicht eher öffnen, bis einer der Drähte zu Boden fiel und durch die hierdurch herbeigeführte Berührung der Schiene Kurzschluß und dadurch Stromlosigkeit eintrat, worauf endlich die Befreiung des Unglücklichen gelang.

Aber seine Glieder blieben viele Wochen gelähmt. Erst ganz allmählich kehrte ihm die Bewegungsfähigkeit zurück, und etwa 14 Tage nach der Ermordung seines Vorgesetzten versuchte er die ersten unsicheren Schritte.

Wie konnte man nur die törichte Verleumdung aussprechen, Cloth, dem die Betne noch den Dienst verlagten, habe den von ihm gehetzten Herrn von Mednau erschossen?

Die Untersuchungsbehörde schien aber doch Gründe für die Wahrheit des Gerüchtes zu finden. Nach längeren Nachforschungen erfolgte die Verhaftung sowohl der jungen Frau als des Technikers Cloth, während die kleine Isa der Mutter der Angeklagten in Plesee gegeben wurde.

Ausführungen an Möbeln. Ausführungen lassen sich nicht ein für allemal beseitigen, man muß die Ausführungen gleich nach dem Erscheinen beseitigen. Ein bewährtes Mittel besteht darin, daß man Wiener Kalk, Petroleum und Spiritus zu gleichen Gewichtsteilen zusammenrührt, mit einem weichen, leinernen Lappen ohne Naht auf die Schweißstellen leicht aufträgt und die mit dieser Mischung bedeckenen Flächen mit weichem Leder oder Seidenlappen so lange reibt, bis die Politur des so behandelten Möbels ihren früheren Glanz erhält.

Zu neue Fässer darf bekanntlich nicht ohne weiteres Wein gefüllt werden, nachdem das Fäßholz, auch wenn es gut ausgetrocknet war, noch verschiedene Stoffe enthält, die sich im Wein auflösen und dessen Farbe und Geschmack benachteiligen würden. Der Wein würde eine dunkelgelbe bis bräunliche Farbe und einen zusammenziehenden (herben) und fremden Geschmack erhalten. Um dem vorzubeugen, laugt man die Fässer vorher aus, was durch das bekannte Weingrünmachen geschieht.

Viehucht.

Das Schlachten der Kaninchen nimmt man, je nach der Jahreszeit, eine größere oder kleinere Anzahl von Tagen vor der Verwendung vor. Hat man keinen Eiskeller, so hängt man es, bis es auf den Tisch gelangen soll, an einem luftigen, aber schattigen Orte auf, damit sich der beim Fleisch etwa anhaftende Stallgeruch verliert.

Gegen Enterverhärtung. Werden die Kühe auch meistens 6-8 Wochen vor dem Kalben trocken, so empfiehlt es sich dennoch, das Futter der trockenstehenden Kühe, wenigstens einmal in der Woche, zu untersuchen, weil doch noch längere Zeit von den nicht mehr gemolten Kühen etwas Milch abgefordert wird, und diese Milch, wenn dieselbe nicht aus dem Futter entfernt wird, gerinnt und Verhärtungen in demselben bildet. Die so häufig vorkommenden Enterverhärtungen, sowie das Eingehen von Strichen sind lediglich die Folge davon, daß die Vorsichtsmahregeln, die Futter regelmäßig zu untersuchen, und die etwa abgeforderte Milch zu entfernen, außer acht gelassen worden sind.

Aus den Wigblättern.

„Jugend“.

Ein alter, stadtbekannter, verdienstvoller Dienstmann war gestorben. Der Pfarrer, der an seinem Grab die letzten ehrenvollen Worte sagen sollte, hatte ihn wohl vom Ansehen gekannt, wußte aber sonst nicht viel von ihm. Und so kam's, daß seine gutgemeinte Rede auch den folgenden Satz enthielt: „Er hat am Bahnhof gestanden, er hat in der Kaiserstraße gestanden, er hat am Blücherplatz gestanden, er hat überall gestanden, und nun steht er vor dem da oben!“

Wahres Geschichtchen. Auf einem Gut sind eine Anzahl Säde weggenommen, ohne daß man ihren Verbleib ermitteln konnte. Da bietet sich eines Tages, als während eines Begräbnisses ein plötzlicher Platzregen die Tagelöhnerfrauen veranlaßt, die Röde über den Kopf zu schlagen, ein seltsamer Anblick. Die verschwundenen Säde erscheinen als Unterböde verarbeitet — und quer über jeder Hinterfront steht mit großen schwarzen Buchstaben: „Dominium Poppelsdorf.“

Brand's Beweisführung. „Ich habe einmal zwei Bülow-Heringe gegessen, die waren beide Milchner!“

Nachahmenswert. Das Beispiel des Kardinals Fischer, der in Düsseldorf öffentlich erklärte, er sei kein rüstständiger Theologe, hat bereits Nachahmung gefunden: sämtliche schlechte Reden Europas beabsichtigen die geharnischteste Erklärung zu publizieren, daß sie keine Wasserdichter seien, sondern lauter Goethe's und Shakespeare's.

An Bord eines englischen Panzers. „Es ist nur gut, daß die deutsche Flotte nicht in demselben Tempo zunimmt, wie die kaiserliche Familie!“

Druck von G. & C. e., Karlsruhe i. B.

Bitte an die Lehrer. Das Verjagen der Hunde ist bei den Knaben auf dem Lande eine tief eingewurzelte Unsitte. Wenn sich in den Dörfern Hunde herrenlos herumtreiben, so machen sich die Jungen ein Vergnügen daraus, sie nach Hause zu jagen. Dabei werden die Tiere mit Peitschen und Knütteln gehauen und mit Knollen und Steinen geworfen, daß sie vor Angst nicht wissen, wohin sie sollen. Daß diese Unsitte nicht veredelt, sondern verrotend wirken muß, ist klar. Die Jugendberichter sollen daher ihr möglichstes tun, der Unsitte des Hundejagens zu steuern.

Allerlei.

Das Alter des Menschengeschlechts ist durch Funde bei Lüttich in Belgien um eine ganze geologische Epoche hinausgeschoben worden. In geologischen Schichten, in denen menschliche Reste noch nicht nachgewiesen wurden, haben sich Spuren seiner Tätigkeit gefunden. Colithen, Kieselknollen aus dem Tertiär, geben die älteste Kunde vom Menschen. Es ist nun gelungen, im oberen Oligocän bei Boncelles in der Nähe von Lüttich solche behauenen und bearbeiteten Steine nachzuweisen. Bisher konnte man sie nur bis ins obere Miocän zurückverfolgen. Durch diese Funde wird, wie G. Schweinfurth in der „Voss. Zig.“ bemerkt, das Alter des Menschengeschlechts um unmeßbare Zeiträume hinausgerückt.

Linkshändigkeit der Kinder und ihre Ursachen. Bei den Versuchen, die darauf hinausgehen, daß die Kinder schon von der frühesten Jugend an daran gewöhnt werden, beide Hände in gleicher Weise zu verwenden, muß es von hohem Interesse sein, den Umständen nachzugehen, unter denen die Linkshändigkeit stattfindet. Einen Beitrag lieferte hierfür Professor Dr. Medlitz in der K. K. Gesellschaft zu Wien. Er besprach an der Hand seiner Untersuchungen die Häufigkeit der Linkshändigkeit bei Epilepsie. Wir hegen keinen Zweifel daran, daß seine Wahrnehmungen auf Wahrheit beruhen, haben aber dann die Verpflichtung, für weitere Kreise darauf hinzuweisen, daß die Eltern gut tun, schon früh auf die Linkshändigkeit bei den Kindern zu achten, weil diese häufig ein Kennzeichen entweder für Epilepsie direkt oder für dieser Erscheinung ähnliche Zustände sein können. Man sollte also in jedem Falle vorsichtshalber den Arzt zu Rate ziehen, wenn man die Neigung der Kinder zur Linkshändigkeit bemerkt.

Landwirtschaftlicher Ratgeber.

Hauswirtschaft.

Die Dauer des Einsalzens (Pökeln) hängt von der Größe der Stücke ab; kleinere Stücke werden naturgemäß schneller vom Salz durchdrungen; diese läßt man 8-14 Tage, größere hingegen 3-4-5 Wochen im Salzwasser liegen. Wenn auch das Einsalzen und Pökeln einen Diffusionsvorgang darstellt, indem Salz in das Fleisch eindringt und Fleischsaft austritt, so ist der hierdurch entstehende Verlust an Nährwert in dem Fleische bei weitem nicht so erheblich, wie das früher behauptet worden ist. Man fand, daß nach zweiwöchigem Pökeln nur 1,1 Prozent von den Eiweißstoffen, 13,5 Prozent von den Extraktstoffen und 8,5 Prozent von der Phosphorsäure in die Lase übergetreten waren.

Beim Hügeln oder Plätten wende man die Sorgfalt an,

... seine Armut hinderte kein Vorwärtskommen. Die Verpflichtungen, die er gegen mich zu haben glaubte, lähmten die Schwingen seines Geistes. Er arbeitete nur noch auf Brot hin, um mir sein Wort zu halten, denn meine Geburtstage wurden ihm ungestüme Mahner. Deshalb fühlte er sich elend, verbittert. O, ich verstand ihn wohl und schon lange ging ich mit mir zu Räte, ob es nicht besser wäre, wenn ich ihn frei gäbe! Aber ihn freigeben, konnte nur heißen: mich gewaltsam von ihm trennen! Seine Liebe zu mir würde nie das Opfer zugegeben haben, so durfte er die Wahrheit nicht eher erfahren, bis mir kein Mißtritt mehr möglich war. Ich selbst mußte den Schritt tun, auf die Gefahr hin, ihm als untreu und schlecht zu erscheinen. Niemand als ich selbst weiß, was mich dieser Entschluß gekostet hat. Wieviel Tränen, Seufzer, Stunden der Qual! Vielleicht hätte ich es auch nicht über mich vermocht, von dem Gedanken zur Tat zu schreiten, wenn nicht Herr von Mednau gekommen wäre. Wie ein Blitz erleuchtete der Gedanke mein Herz, daß ich nun zur Freiheit auch noch den Reichtum zu fügen imstande sei. Gold, Gold für ihn, damit seine Bahn frei und sein Geist nicht mehr gehindert werde in seinem Flug! Das war es, meine Herren, und ich bekannte es Herrn von Mednau. Die Mittel für meinen Bräutigam, seiner Kunst zu leben, das war die einzige Bedingung meines Opfers! Und feierlich nahm Herr von Mednau sie an."

Sie senkte von neuem ihr Haupt und verbarge eine stille Zähre unter ihrem Tuche. Ihre Worte enthielten Wahrheit — jeder fühlte es aus den Lauten, in die sie ihr Bekenntnis gefaßt. Die Zuhörer horchten stumm, bewegungslos. Warme Teilnahme trat an die Stelle der bisherigen Gefühllosigkeit und Feindseligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Amt der Mutter.

Die junge Frau sitzt verdrossen unter ihren kleinen Kindern. Denn sie allein hat wieder zu Hause bleiben müssen, heut an dem wunderschönen Sonntag, der alle hinauslockt. Sie hat sie alle vergnügt hinausziehen sehen: den Bruder, die Schwägerin, den Mann. Und nun sitzt sie grübelnd allein zu Hause und denkt bei sich: Muß ich mich nicht auch die ganze Woche plagen? Bin ich nicht noch jung und will noch etwas vom Leben sehen? Sitze ich nicht die ganze Woche hier in dieser engen Stube und weiß mir manchmal vor Sorgen und Lärm nicht zu helfen? Ach, was für eine Last sind doch diese Kinder! Nun nehmen sie mir auch noch das bißchen Freiheit, das ich als Mädchen hatte!

Natürlich hat man sie aufgefordert, mitzugehen und die Kinder im Wagen mitzunehmen. Aber sie hat es schon einmal probiert und hat es hinterher zehnmal verwünscht. Die Kinder sind doch noch zu klein, sind draußen ungeberdig und verleiden einem das ganze Vergnügen. Deshalb hat sie trotziger erklärt: nein, da bleibe ich schon lieber ganz daheim, als daß sie sich diese Plage noch einmal auflade.

So hat sie also das einzig Richtige und Gute getan, was sie in diesem Konflikt tun konnte: sie hat ihr persönliches Vergnügen den Kindern zum Opfer gebracht, sie hat das Wohl der Kinder höher geachtet, als ihre eigene Freude; sie hat aufschönste die Pflicht der Verantwortung an ihren Kindern geübt.

Aber sie hat es nicht bewußt und nicht freudig getan. Sie würde lieber auch einmal frei sein, auch einmal tanzen, auch einmal die Armut und die Sorge auf ein paar Stunden vergessen wollen. Nur weil sie keine Möglichkeit gehabt hat, ihre Kinder einmal loszuwerden, darum hält sie bei ihnen aus. Sie trägt die Fesseln weiter, weil sie sie nicht abschütteln kann. Aber ihr Herz ist voll Unmut und Born über diese Gebundenheit.

Es wäre lächerlich, hier mit moralischen Steinhürden dreinzufahren: das sei nun einmal die Pflicht der Mutter, zu entsagen und immer wieder entsagen. Und gar so ein bißchen Sonntagsausgang, das sei doch aus Liebe zu den Kindern leicht zu verschmerzen. Gewiß, es gibt noch tiefere Probleme im Leben der Mutter, als das, wie sie trotz ihrer Kinder auch einmal zu einem Vergnügen kommt! Aber für die Arbeiterfrau ist dieses Problem ein bedeutendes; für sie ist so ein einfacher

... und der Ursache der Wogen, die einige Geliebte, einmal Luft zu schöpfen, einmal inneguhalten, einmal wieder mit frischem Mute anzufangen. Ist es wirklich bloß Reichtum, wenn die junge Frau ihre Gebundenheit bitter verurteilt, und wenn sie den Mann um seine Ungebundenheit inbrünstig begehrt?

Ja, der Mann! Wenn er seine Frau lieb hat und einseitig ist, so wird er gewiß von Herzen gern seine Erholungszeit dazu verwenden, seine Frau zu entlasten, sich der Kinder auch manchmal anzunehmen. Aber wenn er fest darauf besteht: ich brauche meine Erholung! wer möchte es ihm da verbenden? Wie viele der Proletarier-Ehen sind denn heutzutage so, daß der Mann gern zu Hause bliebe? Wie viele Eheleute halten denn so viel geistigen Verkehr miteinander, daß ihr Zusammensein anregend, reich, sinnvoll ist? In hunderttausend Fällen findet der Mann im Bierlokal mehr Behaglichkeit als in der eigenen Wohnung, im Verkehr mit Arbeitskollegen und Parteigenossen mehr Interessen und mehr geistige Nahrung als in der Unterhaltung mit seiner Frau. Und die Kinder, die ihm die ganze Woche hindurch fremd sind, wachsen ihm auch nicht gleich an einem Sonntag wirklich ans Herz. Also benutzt der Mann die Gelegenheit, sich einmal aus den Familienbedrücknissen zu retten. Und wenn es auch auf Kosten der eigenen Frau geschieht — ja, das ist doch eben in der heutigen Ehe das Uebelste und Selbstverständliche.

Nein, solange die Mutterpflicht nur Gemüts, nur Unfreiheit, nur Sorge, nur Verzicht, nur Spannung, nur Konflikt bedeutet, solange hat jede Frau, die noch nicht völlig stumpf und resigniert dahinlebt, das gute Menschenrecht, das Unglück auch wirklich Unglück und die Gefangenschaft auch wirklich Gefangenschaft zu nennen. Und die Proletarierin hat dreimal Recht, unter dem „Gottesgeschenk“ der Kinder zu seufzen. Denn was weiß sie davon, daß in dem Muttersein ein Stück unerföhlichen Erbglücks liegt! Sie redet so, aber sie erlebts nicht immer wieder von neuem. Wie wenig spürt sie davon, daß das Erziehen eine Gemütsbereicherung und eine Charakterveredelung ist. Sie selber wird ja nur müde und gereizt und unfroh durch ihr Erziehungsamt. Wie kann sie etwas vom Glücke der Verantwortung ahnen, solange jede Verantwortung für sie selber Strafe und Fessel bedeutet.

Darum findet die Forderung: unbehinderte Entwicklungsmöglichkeit für das Kind! seine notwendige Ergänzung in der Forderung: und unbehinderte Glücksmöglichkeiten für die Mutter! Nur die freie und glückliche Mutter kann freie und glückliche Kinder bilden.

S. M.

San Remo.

(Nachdruck verboten.)

Der Herbststurm fuhr durch die Bäume der Alleen und holte noch, was an gelben Blättern droben hing.

Sonst hab ich den November immer gern gehabt. Man ist aus der Welt wieder heimgekommen und wintert sich so langsam ein. Man hat seine Stube wieder lieb und freut sich der struwellköpfigen, stolzfarbigen Chrysanthenen auf dem Blumenstisch, während draußen vor dem Fenster ein milchiger Nebel steht. Im Ofen brennt das erste Feuer, und bei seinem Plackern und Brummen läßt sich leicht an mit der Arbeit.

Diesmal aber war der November ganz anders. Eine schwer Melancholic war auf mich herabgesunken. Nichts, gar nichts mehr wollte vorwärts gehen. Des Lebens Stillstand schien gekommen. Obwohl ich noch jung war, meinten viele, an mir sei nichts mehr zu fliden.

So wurde ich nach San Remo geschickt. Eine Nacht und einen Tag im Eisenbahnzug und ich war dort. Es war eine seltsame, schlaflose Nacht durch die Schweiz. Der Zug rollte und donnerte und ich lag auf der Bank des Coupés in einem gewissen Wohlbehagen darüber, daß mir nun alles gänzlich gleichgültig geworden war. Als es tagte und ich in Mailand nach Genoa umstieg, hörte ich auf dem Bahnsteig, daß bei Rom sich ein schweres Eisenbahnunglück ereignet habe. Ich trat ein in der Hoffnung, daß mit dem Zug nach Genoa etwas Ähnliches geschehen werde. Aber es passierte nichts. Obwohl es mir schien, als führe ich durch eine schöne Gegend, sah ich nicht einmal zum Fenster hinaus. Als ich aber auch in Genoa umgestiegen war und der Zug nun der Riviera entlang dahinschiff, passierte doch etwas. Kein Eisenbahnunglück; etwas ganz anderes.

gestalteten Säulen waren am Realter darüber gelagert, und der Zug fuhr mit einem schellen Klirr in ein Tunnel. Als wir herauskamen, sah ich plötzlich das Meer vor mir, das offene Meer, zum erstenmale. Ich werde diesen Augenblick nie vergessen. In großen dunkelblauen Wogen mit weißen Schaumkrone rollte es heran, lief in einem breiten Saum den weichen Strand hinauf fast bis an den Eisenbahndamm und sand dann mit einem zischenden Geräusch über den weichen Sand zurück kam wieder und ebte wieder ab und so immer fort. Das Bild der endlosen, azurblauen Wasserfläche, die unbeschreiblich ruhig und doch gewaltige Bewegung der Wogen, alles war für mich etwas so neues, daß mir der Atem still stand. So groß und überwältigend tritt einem die Natur nur entgegen in der Gestalt des Meeres. Auf der fünfstündigen Fahrt von Genua bis San Remo habe ich nichts gesehen als das Meer. Sein Anblick wirkte wie eine Befreiung und Erlösung. Das Auge gliedert ruhig über die ewig in weichen Linien sich wiegende Fläche hinaus, immer weiter bis an den Horizont, wo ich nicht mehr sah, ob es noch Meer oder schon Himmel war. In San Remo fand ich ein kleines Gasthaus, wo ich nach langer Mühe ein kleines Zimmer mit dem freien Blick aufs Meer bekam. In der ersten Nacht tauschten die Wogen, als ob die Ewigkeit leise und ruhig und gütig zu mir redete und mich tröstete und beschwichtigte.

Als ich aufwachte, war es vier Uhr nachmittags. Ich hatte nach langer Zeit wieder einmal geschlafen; eine halbe Nacht und fast einen ganzen Tag dazu.

Wenn man irgendwo in zwei Monaten aus einem Kranken zu einem Gesunden geworden ist, so ist es selbstverständlich, daß man den Ort dafür lieb gewinnt. San Remo bleibt einem auch ohne das unvergeßlich.

Man schaukelt draußen auf dem Meer in einem kleinen Kahn und kann sich nicht satt sehen an dem schönen Nest, das am Berg hinaufgebaut und oben mit dem schlanken, viereckigen Turm der Posta Donna della Guardia gekrönt ist. Unten her am Quai liegen die großen weißen Hotels und zieht die Palmenallee den Corso. Darüber her schwellen hintereinander sanfte Hügel empor, mit üppigen Gärten gepflanzt. Hinter den Hügeln steigen die letzten Ausläufer der Seelapen auf, die wie ein festgemauerter Turmwall den Nordwind wehren und San Remo seine milden Rüste geben. Rechts von der Hotelstadt aber zieht sich das Häusergewirr von Alt-San Remo über die Hügel. Wie eine leichtfüßige, verwehte Doldrums tut die Neustadt bid vor der altersgrauen verblümmerten Mutterstadt. Und doch ist die letztere trotz ihrer Kränzel und verwitterten, gambollen Zügen die schönere. Eingebettet liegt sie zwischen silbergrauen Olivenbäumen, kunkeln Zitronen- und Orangenbäumen und duftigen Pflanzungen von Granaten, Mandeln und Myrten. Man versteht, daß San Remo inmitten dieses Reichthums der Natur, trotz des Stuges der Posta Donna der hl. Jungfrau manches aushalten mußte in der Flucht der Jahrhunderte.

(Schluß folgt.)

Das neue Haus.

Die größere Mehrzahl der Frauen wird durch die Notwendigkeit der häuslichen Arbeiten in angestrengter Tätigkeit erhalten. Schwere und niedrige Verrichtungen halten sie oft nicht nur tagsüber, sondern auch nachts so fest, daß sie schließlich müde und abgebeht, kein anderes Trachten kennen, als nur endlich ins Bett zu kommen. Dort ist Ruhe — bis zum Anbruch des nächsten Tages, dessen Tränen sie schon wieder zur häuslichen Tätigkeit jagt. So geht es Tag um Tag, und jeder Tag nimmt ein Stückchen dessen mit, was in der Frau an heißem Interesse für die Vorgänge in der Welt da draußen, an sehnsüchtigem Verlangen nach einem andern, weniger arbeitsreichen Dasein lebt. Da draußen gäbe es vieles, was sie gefangen nehmen will, erheben, besser machen könnte; aber es fehlt ihr die Zeit, auch nur rechtschaffen daran zu denken, denn wer würde sonst waschen, scheuern, lochen... lochen, scheuern, waschen, immerzu, jeden Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr, so lange, bis man gleichgültig, stumpf, wird gegen alles, was nicht Staubabwischen, Fensterputzen, Zimmerleben heißt! Muß es so sein? Das sogenannte „neue Haus“ will dies alles ändern. Wie, das hat Direktor Otto Fied in einem Vortrag, den er kürzlich in Wien auf Einladung des

Direktor Fied ist der Gründer und Leiter der ersten „Haus-haltungsgenossenschaft“ in Kopenhagen, die, wie er erzählte, die Frauen von den ermüdendsten häuslichen Arbeiten befreit. Vor allem durch das „Einfachensystem“, das das Kochen in einer Küche für das ganze Haus zentralisiert. Zieht eine Partei ein, dann schreibt sie auf einem ihr vorgelegten Zettel auf, was sie nicht essen und zu welcher Zeit sie ihre Mahlzeiten serviert haben will. Aber das Servieren besorgt nicht etwa ein menschlicher dienstbarer Geist, sondern Speisefeliks, die sogar in eingerichtet sind, daß sich keiner das Essen des andern aneignen kann. Jede Partei hat aber auch ihre kleine Privatküche, zu der ein Kochhaus, eine Warmwasserheizung und ähnliche angenehme Einrichtungen gehören.

Die Reinigung der Zimmer besorgt ebenfalls die Hausleitung. Da ist ein elektrisch betriebener Staubsauger, der allen Parteien die Mühe des Teppichklopfens erspart. Eine Wäscherei nimmt der Frau den zu so trauriger Berühmtheit gewordenen „Wäscheputz“ ab, Fensterputzen, Stiefelreinigen bleiben ihr unbekanntes Genüsse. Das Haus ist mit Telephons, zu auch mit einer Rohrpost ausgestattet.

Direktor Fied erklärte, daß er die Idee zu dieser Reformierung des Hauses in Amerika und durch Dienstbotenänger empfangen habe. Als er mit seinen Absichten hervortrat, nannte man ihn bald den „verrückten Professor“. Im Jahre 1899 gab er seine Broschüre heraus, 1904 wurde die erste Haushaltungsgenossenschaft in Kopenhagen errichtet, die fünfundsanzig Parteien beherbergt, die sehr zufrieden sind. Sie gehören dem Mittelstand an. Nur wenige, die Kinder haben, halten sich eine Frau zur Bedienung. Dienstboten sind ja infolge der Einrichtung des Hauses nicht notwendig.

Die Preise für die Art zu wohnen, sind recht gering. Man könnte die Häuser natürlich je nach Bedarf für Vermittelte und Unbemittelte, für Verheiratete und Unverheiratete einrichten.

Der Vortragende meinte: „Es heißt, die Frau erheben, wenn man ihr die genügende häusliche Arbeit abnimmt. Es heißt, sie dem Manne und den Kindern doppelt geben, wenn man ihr diese Entlastung gibt. Freilich, das größte Hindernis für diese Reform sind bisher die Frauen selbst gewesen!“ Der letzte Satz mag nur allzu wahr sein! Jene Frauen — und ihrer waren die meisten Hörerinnen des Vortrages — die die Plage der häuslichen Arbeit fast nicht kennen, wollen sich, trotzdem bei ihnen das Klageleid über die Dienstbotenmisere nie ausklingt, das geliebte Zepher der „Herrschaft“ nur ungern entwenden lassen. Und die andern, die vielen? Sie haben sich viel zu sehr daran gewöhnt, förmliche Reinigungsmaschinen zu sein, um zu glauben, daß es jemals anders sein könnte. Sie hängen an ihren Mühen und Sorgen um den Haushalt wie an etwas ihnen Angeborenem. Auch sie trennen sich nur ungern von diesem „Neiz der eigenen Häuslichkeit“. Eine neue Zeit wird auch hierin die Anschauungen wandeln.

Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Das Brot als Verbreiter von Krankheitsserregern. In dem „Medical Record“ macht ein Arzt darauf aufmerksam, daß die Sorgfalt bei dem Transport von frischgebackenem grobem Brod durch Fuhrwerke im höchsten Grade mangelhaft ist, weil dabei die Brotlaibe sehr leicht mit Krankheitsserregern der verschiedensten Art in Berührung kommen. Er setzt ausführlich auseinander, in welcher Weise der Fuhrmann selbst, der in der Regel auch das Brot in die Häuser trägt, mit den Pferden zu tun hat, alle Unreinlichkeiten von ihnen aufnimmt und das frische warme Brot, welches in noch feuchtem Zustande eine vorzügliche Stätte für die Entwicklung von Krankheitskeimen ist mit seinem Zeuge in innigste Berührung bringt.

Tierkunde.

Die steigende Vertiefung der Ragen. Während sich in Deutschland in der letzten Zeit eine Bewegung gegen die Ragen geltend machte, und zwar hauptsächlich deswegen, weil man sie ansahuldigte, was in erster Linie zur Ausrottung der Eingebügel beizutragen, ist in Indien nach dem „Lancet“ das Gegenteil der Fall. Allerdings liegen hier ganz besondere Umstände vor, weil dieses unglückliche Land der Gerd der Pest ist, die dort